

Paul M. Zulehner

Entlastung in der Pastoral

|| Vorschläge angesichts der neuen pastoralen Großräume

Es geht zur Zeit in den vom Geldmangel geplagten Kirchen ziemlich gottfrei zu. Das Personal wird ausgedünnt, die Räume werden vergrößert. Im katholischen Bereich wird der Geldmangel noch durch den Mangel an ehelosen Priestern verschärft. Im Vergleich zu angestellten Laien ist deren Bedeutung so unverzichtbar, daß die Regel heißt, daß jeder pastorale Raum einen (letzterverantwortlichen) Priester haben muß. Also erfolgt jetzt die Vergrößerung der pastoralen Räume nicht mehr allein geldgeleitet, sondern orientiert sich an der schrumpfenden Zahl verfügbarer Priester.

Die Folgen sind klar. Zwar ist für Seelsorge theologisch besehen jedes Kirchenmitglied mitverantwortlich. Dazu kommen die gut ausgebildeten Laientheologinnen und Laientheologen in unterschiedlichen kirchlichen Berufen. Die Priester aber waren in den letzten Jahrhunderten primär für die Seelsorge ausgebildet. Das Konzil von Trient (1545–1563) verlangte daher, daß eine Pfarrei nicht mehr als 5 000 Menschen umfassen dürfe. Denn sonst könne der Hirte seine Herde nicht mehr kennen. Ein weises Prinzip, sieht man davon ab, daß die Kirchenmitglieder keine Schafe sind, die nur Wolle (Kirchensteuer) geben, aber ansonsten eher dumm sind und der Führung durch den Hirten bedürfen.

Ausdünnung priesterlicher Seelsorge

Nun kann die Faustregel lauten: je größer der Raum, um so weiter entfernt sich ein Priester von den Menschen¹. Natürlich kann das durch Seelsorgerinnen und Seelsorger, die nicht ordiniert sind, abgedeutet werden. Aber es steht fest, daß zumindest die Priester von den Menschen, für die sie da sein sollen, entfernt werden. In einer zentraleuropäischen Priesterstudie, die ich im Jahr 2000 durchführt habe², sagen über 80 Prozent aller befragten Priester in Deutschland, Österreich und der Schweiz: „Wegen des Pfarrermangels haben die Priester immer weniger Zeit für die Einzelseelsorge.“

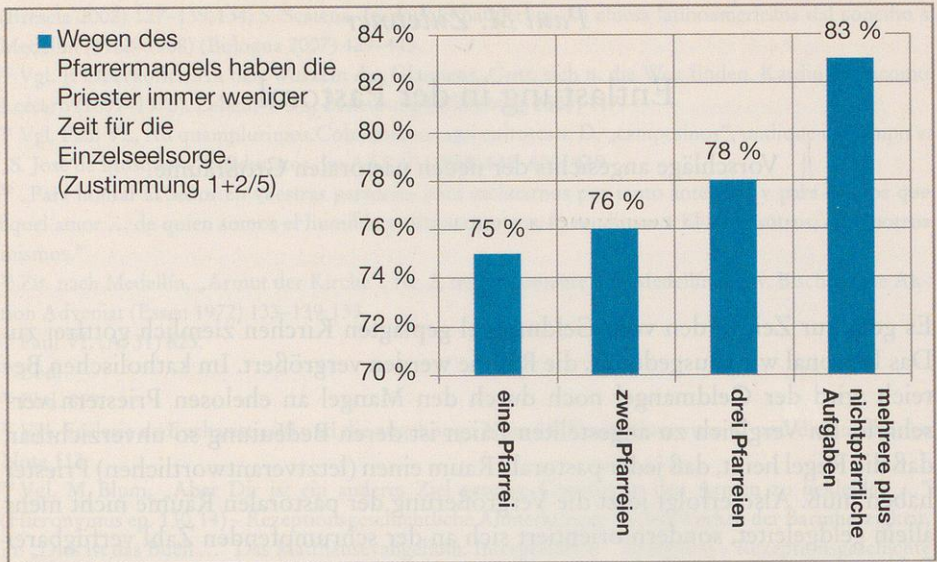


Abb. 1: Je mehr Pfarreien ein Priester verantwortet, um so häufiger vermisst er Einzelseelsorge (Quelle: PRIESTER 2000).

Der Priestermangel verlagert Priestertätigkeit von personbezogener Seelsorge zu organisationsbezogenem Pastoralmanagement: Der Priester ist dann für die Mitarbeitenden spirituell und supervidierend zuständig, für den über die Liturgie erhofften Zusammenhalt der vielen Teilgemeinden, für die religiösen Dienstleistungen an den „treuen Kirchenfernen“³. Das verursacht, gemessen an der bisherigen Priesterausbildung, vorhersehbar massive Identitätskrisen bei einer Reihe von Priestern⁴. Dazu kommt, daß sie zunehmend an Überlastung leiden, wenn sie in den neuen Räumen mit den alten Bildern arbeiten, nämlich entlang der Biographie der Menschen in dem ihnen zugeteilten Raum zu arbeiten und zudem an immer mehr Orten einem eucharistischen Gottesdienst vorzustehen. Für viele ist es daher eine große spirituelle Herausforderung, dem Ausbrennen und dem Zynismus zu entrinnen – wobei organisationsberaterisch klar ist, daß gegen strukturelle Belastungen Spiritualität auf die Dauer nicht hilft.

Können Laien als Seelsorgerinnen und Seelsorger die ausfallenden Priester ersetzen? Ja und nein. Viele pastorale Aufgaben brauchen keine Ordination: in der Diakonie, in der Liturgie, in der Katechese und in der Verkündigung, im Gemeindeaufbau. Ordination ist nur in wenigen Fällen im Kirchenalltag vorgesehen: bei der Taufe (sie war frühkirchlich Sache des Bischofs!), der Krankensalbung, bei der Feier der Versöhnung und nicht zuletzt der Feier der Eucharistie. Theologisch einsichtigerweise – aber die Praxis entfernt sich notgedrungen davon – werden auch Eucharistievorsitz und Gemeindeleitung in der Hand eines Ordinierten gebündelt. Man

rät daher Priestern, sich auf diese „sakramentalen Bereiche“ zurückzuziehen. Dies ist freilich nicht problemfrei, weil Sakramente – zumal heute – in einen breiten seelsorglichen Vorgang eingewoben sein müssen, sollen sie im Leben der Menschen Fuß fassen und gläubige Feiern des österlichen Glaubens sein. Die aus Gründen der Entlastung empfohlene und weithin praktizierte Eingrenzung der Ordinierten im katholischen Bereich auf die sakramentalen Feiern reduziert möglicherweise zugleich auch die Verwurzelung dieser Feiern im Leben der Menschen.

Dazu kommt, daß umgekehrt die Menschen selbst in der Kirche den Priester suchen. Das ist nicht nur in der Gewohnheit begründet. Die Ursache sitzt tiefer. Die Menschen suchen nicht das Profane in der Kirche, sondern das Heilige. Sinnlich wird das symbolisiert durch Personen, denen der „Geruch“ des Heiligen anhaftet (durch Ordination, durch Lebensformung): Die Menschen suchen also eher den Ordinierten als den „Weltlichen“, den säkularen Laien. Die liturgische (Ver-)Kleidung reicht dafür nicht aus. Dagegen kann man zwar theologisch Einspruch erheben. Das ändert aber nichts an der Erwartungslage des Großteils der Menschen. Und diese Erwartungslage ist nicht veraltet, sondern hochmodern.

Vor diesem Hintergrund wird noch deutlicher, daß die derzeitige Art, pastorale Großräume zu bilden und dabei die Ordinierten von den Menschen zu entfernen, fatal ist. Der Dialog zwischen der Kirche und den Menschen wird erschwert. Die Menschen werden sich auch nach und nach angesichts der Unerreichbarkeit dessen, was sie letztlich suchen, den Priestern und ihrer Kirche entwöhnen. Es ist tragisch, muß aber einmal auch mit moralischer Klarheit gesagt werden: Derzeit betreibt vor allem die katholische Kirchenleitung eine verheerende Eigenentkirchlichung. Die Rede von einer neuen missionarischen Zeit hört sich auf diesem Hintergrund skurril an. Erst entfernt man sich von den Menschen, und gleichzeitig will man sie gewinnen. Und das alles aus struktureller Mut- und Phantasielosigkeit. Auch Kirchenleitungen können an der Kirche schwer schuldig werden, wenn sie unterlassen, was dringlichst an der Zeit wäre⁵.

Es braucht Großräume

Wer aus solchen Überlegungen den Schluß zieht, es brauche keine pastoralen Großräume, irrt gründlich. Die kleinen Räume, auch viele Pfarreien, sind heute pastoral an der Grenze ihrer Überforderung. In einer solchen Situation isoliert zu arbeiten, ist folgeschwer und kann nur aus sekundären Gründen verstanden werden; zum Beispiel wollen sich Gemeindeleitende nicht in die Karten schauen lassen, scheuen jede pastorale Evaluierung. Das betrifft nicht nur traditionell denkende Pfarrer und Pastoren, sondern auch Laien, die (notgedrungen) mit Gemeindeleitung beauftragt worden sind – einer presbyteralen Aufgabe, ohne dazu ordiniert zu sein, was massiv gegen das Lima-Dokument über das Amt (1982) verstößt⁶. Es gibt

also einen finsternen Parochialismus, oder, wie die italienische Praktische Theologie formuliert, einen „Campanilismo“: ein Kirchturmdenken.

Daß heute eine Pfarrei ohne Einbindung in einen größeren Pastoralraum heillos überfordert ist, hat damit zu tun, daß es zu einer enormen Verbuntung der Bevölkerung gekommen ist – und dies sowohl hinsichtlich der Lebensstilisierung wie auch der weltanschaulichen Orientierung. Die Sinus-Milieu-Studie in Deutschland hat zehn Milieus herausgeschält und dabei darauf hingewiesen, daß die Kirche bevorzugt (wenn keinesfalls ausschließlich) maximal drei traditionelle davon erreicht. Wer sich nur auf die Pfarrei konzentriert, entscheidet sich daher faktisch für Menschen in der bürgerlichen Mitte mit konservativer Ausrichtung. Die übrigen bunten Vögel der Gesellschaft, die Experimentalisten, die Performer und andere werden kaum Zugang finden.

Dies ist insofern doppelt bedauerlich, weil nachweislich in diesen für die Kirche kaum zugänglichen Milieus heute eine starke spirituelle Dynamik zu finden ist, die mit einem gleichfalls boomenden alltagspragmatischen Atheismus konkurriert. Neben einem überschaubaren kirchlichen Feld finden wir ein atheisierendes Feld mit unbekümmerten Alltagspragmatikern und dazwischen spirituelle Pilgerinnen und Pilger, die sowohl aus der erschöpften Moderne wie aus spirituell erschöpften Kirchen kommen.

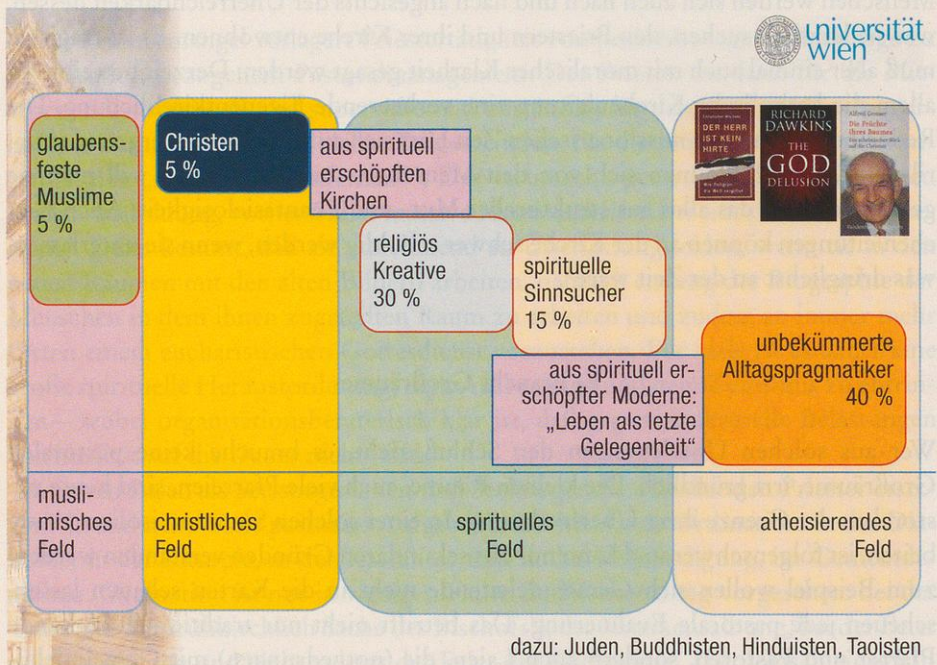


Abb. 2: Weltanschauliche Verbuntung moderner Bevölkerungen (Datengrundlage: Identity Foundation Deutschland 2006)

Solche Buntheit kreativ pastoral „zu bewirtschaften“, geht nur in größeren Seelsorgsräumen. Dazu braucht es pastorale Spezialisten, die sich mit den Christinnen und Christen in diesen pfarreifremden Milieus verbünden und im pastoralen Neuland Projekte entwickeln. So ist es in vielen Städten (die sich als Großraum einer Stadtkirche geradezu anbieten) zur Einrichtung von Jugendkirchen gekommen, anderswo gibt es Künstlerpastoral, wieder andere sammeln die passionierten Motorradfahrer pastoral.

Damit stehen wir vor einer zukunftsweisenden Frage: Welcher pastorale Vorgang verlangt zu seiner Optimierung nach welchem pastoralen Raum? Es lohnt sich, wenn die Menschen in einem – gleich aus welchem Sekundärgrund (Geldmangel, Priester-mangel) aufgenötigten – Seelsorgsraum sich dieser Frage gemeinsam stellen. Ich habe einen solchen Vorgang bei einer Fortbildung mit den Hauptamtlichen einer Region einer deutschen Diözese durchgespielt. Dabei haben sich bemerkenswerte Ergebnisse gezeigt, die weit über diesen Raum hinaus Gültigkeit zu haben scheinen.

Es gibt pastorale Vorgänge, die nach einem „Localizing“ verlangen. Es sind jene Aktivitäten der Kirche, die entlang der Biographie der Menschen verlaufen, wobei es vor allem um den Anfang und das Ende des Lebens geht und die Menschen, die es betrifft: Väter und Mütter mit kleinen Kindern, Alte, Kranke, Pflegebedürftige. Es sind Menschen, deren Lebensradius phasenbedingt überschaubar ist. In gläubigen Gemeinden, die sich lokal bilden, werden dann die Lebensfeste begangen: Heirat, Geburt, Tod; werden Alte und Kranke sowie Sterbende begleitet. Hier ist, so die pastoral Erfahrenen, auch die Eucharistie angesiedelt.

Andere Vorgänge wiederum sind von Haus aus nicht lokal, sondern größerräumig, regional. Das gilt beispielsweise für junge Menschen, die eben nicht mehr familial gebunden sein wollen, sondern endlich Vater und Mutter verlassen müssen. Ihnen ist ein hohes Maß an Mobilität zu eigen: in der Freizeit, oft auch im geistigen Bereich über das Internet. Größerräumig ist aus anderen Gründen kirchliche Bildungsarbeit (und dies in religiöser wie in sozialpolitischer Hinsicht): Denn qualifizierte Bildung verlangt nach qualifizierten Referentinnen und Referenten; diese kosten Geld, das wieder leichter aufgebracht werden kann, wenn mehr Menschen zu Veranstaltungen zusammenkommen. Ähnlich gilt dies für diakonale Projekte.

„Localizing“ und „regionalizing“ sind in pastoralen Großräumen eher gleichzeitig möglich. Es gibt eine Art struktureller Begünstigung. In Zeiten, da diese größeren Räume nicht eingerichtet waren, haben lediglich die Weitsichtigen über die Pfarreien hinaus kooperiert. Guter Wille reicht eben für die Kirchenentwicklung nicht aus. Es braucht anregende (und manchmal auch aufregende) Strukturen.

An diese Grunderkenntnis lassen sich weitere Details anschließen. So geht es im lokalen Bereich eher um das Leben in Gemeinschaft, die Feiern des Glaubens, die unmittelbare Hilfe für die Notleidenden in der Gemeinschaft und

am Ort – was nicht immer Pfarrei bedeutet, sondern auch gläubige Einheiten neuer Art meint. Solch gemeindliches Leben wird künftig von Ehrenamtlichen (Freiwilligen) getragen sein. Anders im regionalen Bereich: Hier geht es weniger um Gemeinschaft, sondern um Aktivität in der Form zeitlich begrenzter und gut gestalteter Projekte. Dazu braucht es professionelle Personen, die zumeist hauptamtlich arbeiten werden.

Zwei Arten von Priestern

Nicht zuletzt betreffen die bisherigen Einsichten auch die Entwicklung des ordinierten Amtes in den Kirchen. Entwickelte Kirchen werden zwei Arten von Ordinierten kennen: lokal tätige Presbyter/Pastoren und regional wirkende. Das kreative Miteinander dieser zwei Arten wird zur Entlastung der Ordinierten erheblich beitragen.

Die regional wirkenden Presbyter haben vor allem die Aufgabe, in missionarischen Projekten zu arbeiten und die von Gott zur Kirche Berufenen in gläubigen Gemeinden zu sammeln. Im katholischen Bereich ist es durchaus sinnvoll, wenn diese gemeindegründerischen Priester vollakademisch ausgebildet sind. Zu ihrer missionarischen Mobilität paßt zudem die ehelose Lebensform nicht schlecht: Womit gesagt ist, daß es sich kirchlich durchaus lohnt, die ehelose Lebensform strukturell zu stützen. Ohne eine solche Stützung gäbe es eine Art Heiratszwang – und wer nicht verheiratet ist, gerät schnell in den Ruf, homophil zu sein.

Sind dann einmal gläubige Einheiten durch die gemeindegründerisch tätigen Presbyter entstanden, dann braucht es in diesen die Sicherung der sakramentalen Feiern, für die es nach Ansicht der meisten christlichen Kirchen Ordinierte braucht. Es ist sinnvoll, wenn dann in diesen Einheiten gemeindeerfahrene Personen gesucht werden. Diese werden dem Bischof präsentiert, damit er sie nach einer angemessenen (nicht unbedingt vollen akademischen) Ausbildung in ein lokales Presbyterium ordiniert⁷. Die Übung der sogenannten „relativen Weihe“ könnte wieder aufleben: Die Ordination erfolgt dann eben nicht absolut, losgelöst von einer gläubigen Gemeinde, sondern bleibt auf diese bezogen. Dabei muß die Bezugseinheit nicht eine einzelne lokale Einheit sein: Es kann auch ein Verbund in einem größeren Raum sein. Die verkürzte Ausbildung wird durch intensive pastorale Supervision wettgemacht. Diese lokalen Presbyter arbeiten ehrenamtlich, was weltkirchlich durchaus Sinn macht, weil nur wenige Kirchengebiete sich viele Hauptamtliche leisten können – das knappe Geld könnte dann für die professionellen Hauptamtlichen in den regionalen Projekten reserviert werden. Für die katholische Personalpolitik: Mitglieder für solche lokalen Presbyterien werden neben Singles (Alleinlebende, Verwitwete, Getrennte) auch Verheiratete sein.

In den orthodoxen Kirchen⁸ gibt es immer schon diese Zweiteilung von Priestern:

die Pfarreipriester und die bischofstauglichen Mönchspriester. Die Pfarreipriester müssen sich vor der Weihe entscheiden, ob sie heiraten wollen oder nicht. In dem oben vorgelegten Modell werden die Weichen etwas anders gestellt. Jetzt entscheidet sich jemand für eine Aufgabe: das Gemeindegründen oder das Gemeindeleiten. Auf den Weg der Gemeindegründung, den missionarischen Weg also, gelangt jemand durch persönliche Berufung und Annahme durch die kirchliche Gemeinschaft. In der katholischen Kirche bleibt es sinnvoll, dafür Personen aus dem Pool der Akademiker und Ehelosen zu wählen.

Anders die gemeindeleitende Karriere: In diese steigt man nicht aus persönlicher Neigung, sondern durch gemeindliche Berufung ein. Man muß sich gemeindlich bewährt haben, um drankommen zu können. In Frage kommen Menschen, die bisher schon längere Zeit gemeindliche Aufgaben wahrgenommen haben und sich für die presbyterale Aufgabe der Gemeindeleitung (damit verbunden sind die *ars celebrandi* und *praedicandi*, also einer Eucharistiefeier vorzustehen und zeitoffen zu predigen) auch eignen. Hauptamtliche Akademiker, die in regionalen Projekten wirken, können durchaus auch „nebenberuflich“ zu lokalen Presbytern berufen werden.

1970 hat ein weitblickender Theologe für das Jahr 2000 vorhergesehen:

„Sie (die Kirche 2000) wird gewiß auch neue Formen des Amtes kennen und bewährte Christen, die im Beruf stehen, zu Priestern weihen: In vielen kleineren Gemeinden bzw. zusammengehörigen sozialen Gruppen wird die normale Seelsorge auf diese Weise erfüllt werden... Daneben wird der hauptamtliche Priester wie bisher unentbehrlich sein.“⁹

Dieser Theologe wurde inzwischen Benedikt XVI.

Offen gehalten wird die Frage für die katholische Kirche, ob für diese lokalen Presbyterien auch Frauen in Frage kommen. Sozialpsychologisch hätten die aus mindestens drei Personen bestehenden Presbyterien den Vorteil, daß in diesen dann Männer wie Frauen vertreten wären, während heute im protestantischen Segment es oft entweder eine Frau oder ein Mann ist. Ob diese Möglichkeit eines Tages in der katholischen Kirche verwirklicht wird, hängt davon ab, ob es dem Heiligen Geist gelingt, daß es in der kirchlichen Entwicklung nicht immer mehr vom Gleichen gibt, das sich in einem „nie und nimmer“ verdichtet, sondern manchmal geistgewirkte Überraschungen. Daß mit solchen Geistinterventionen kirchlich zu rechnen ist, davon berichtet die Apostelgeschichte. Denn als Petrus meinte, er werde „niemals“ von den unreinen Speisen in einer heidnischen Familie essen, belehrte ihn Gott in drei Träumen eines Besseren (Apg 10, 9–23a).

Großräume: Entwicklung statt Belastung

Sobald sich aber über eine raumgerechte Seelsorge die Pastoral in den Großräumen intelligent differenziert, sobald sich die Zahl der freiwillig/ehrenamtlich wie hauptamtlich Tätigen vermehrt haben wird und sobald es die zwei Arten von Ordinier-ten gibt, könnte es sein, daß die Entwicklung von pastoralen Großräumen das Personal nicht nur nicht überlastet, sondern das Startsignal für eine flexible und zeitgerechte Kirchenentwicklung darstellt.

ANMERKUNGEN

¹ Diese Entwicklung kann man auch einfach überrealistisch hinnehmen und gar theologisch legitimieren und als Chance für die Transformation der Priesterrolle erkennen. Ich versuche hier eine Alternative aufzuzeigen, die weniger den herkömmlichen Strukturen verhaftet ist; vgl. dazu: M. Kehl, Reizwort Gemeindezusammenlegung. Theologische Überlegungen, in dieser Zs. 225 (2007) 316–329.

² P. M. Zulehner u. A. Hennersperger, „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,31). Priester in heutiger Kultur. Ergebnisse der Studie PRIESTER 2000 (Ostfildern 2001); P. M. Zulehner, Priester im Modernisierungsstreß. Forschungsbericht zur Studie PRIESTER 2000 (Ostfildern 2001); ders. u. F. Lobinger, Um der Menschen u. der Gemeinden willen. Plädoyer zur Entlastung von Priestern (Ostfildern 2002).

³ Mehr dazu bei Kehl (A. 1) 323–329. Ich stimme Kehl zu, daß der Priester/Presbyter nicht auf den Gemeindeleiter reduziert werden kann. Nicht zustimmen kann und will ich dem starken Akzent auf die Dienstleistungskirche. Die Kirche ist kein Dienstleistungsbetrieb, leistet allerdings gute Dienste.

⁴ A. Hennersperger, Ein ein(z)iges Presbyterium. Zur Personalentwicklung von Priestern. Amtstheologische Reflexionen zu Daten der Studie Priester 2000 (Ostfildern 2002).

⁵ Vgl. P. M. Zulehner, Ein neues Pfingsten. Ermutigung zu einem Weg der Hoffnung (Ostfildern 2008).

⁶ Vgl. Taufe, Eucharistie u. Amt: in: DwÜ, Bd. 1, 545–585.

⁷ So v. a. der Altbischof Fritz Lobinger aus Südafrika; vgl. F. Lobinger, Teams of Elders (Manila 2008).

⁸ Aber auch in der anglikanischen Kirche gibt es seit 40 Jahren OLM („ordained local ministries“).

⁹ J. Ratzinger, Glaube u. Zukunft (München 1970) 122 f.